



## „Wir machen uns Sorgen um Sie“

*Überall werden Leute gesucht, trotzdem gibt es in Deutschland 900 000 Langzeitarbeitslose. Warum arbeiten sie nicht? In Kassel besuchen Teams des Jobcenters die schwierigen Fälle jetzt zu Hause*

Von Tilman Gerwien, stern, 23.02.2023

Spät am Abend tun ihr manchmal die Fingerknöchel weh, sie hat an so viele Türen geklopft. Manche haben keine Klingel mehr, bei anderen ist sie seit Monaten stummgeschaltet. Aber Sabine Ley ist eine hartnäckige Frau. Hilft Klopfen nichts, wummert sie mit der flachen Hand gegen die Tür. Öffnet immer noch keiner, nimmt die „Integrationsfachkraft Kontaktoffensive“ des Kasseler Jobcenters die Faust, da kennt sie nichts.

Hinter den Türen Menschen, die ihr ein „Verpiss dich!“ entgegenschleudern. Und andere, die schwer nach Alkohol riechen: Jetzt sei es aber gerade ganz schlecht, ob man nicht morgen noch mal vorbeikommen könne?

Manche bitten freundlich ins Wohnzimmer. Da sitzen sie ihr dann auf der Couch gegenüber: zusammengesunken, erschöpft, seltsam hilflos – wie ein angeschossenes Tier. Wenn sie erzählen, dass sie demnächst an einem „Life-Coaching“ teilnehmen, sagt Frau Ley: „Da können Sie aber sehr stolz auf sich sein!“

Das Kasseler Jobcenter ist ein freundlich wirkender Neubau mit einer Natursteinfassade in warmen Brauntönen. Gleich daneben, auch neu und in strahlendem Weiß: die „Agentur für Arbeit“, in der Eingangshalle ein großes Schild: „Sie sind herzlich willkommen!“ Der Parkplatz auf dem weitläufigen Areal ist so sauber, dass man sich nicht trauen würde, auch nur eine Zigarettenkippe fallen zu lassen.



Doch es gibt einen wichtigen Unterschied: In das weiße Haus gehen Menschen, die erst vor Kurzem arbeitslos geworden sind. Meist sind sie gut qualifiziert, fast immer findet sich schnell eine neue Stelle. Das braune Haus dagegen ist für die harten Fälle zuständig: Männer und Frauen, die schon länger ohne Job sind. Manche haben seit zehn Jahren nicht einen Tag gearbeitet. Das sind die Menschen, bei denen Frau Ley an die Tür klopft.

Unsere Wirtschaft boomt seit Jahren, in vielen Regionen ist der Arbeitsmarkt inzwischen wie leergefegt. Rund zwei Millionen Arbeitsplätze sind vakant, melden die Industrie- und Handelskammern, gut die Hälfte der Unternehmen könne offene Stellen nicht mehr besetzen. Gesucht werden nicht mehr nur Fachkräfte, sondern auch Ungelernte: Paketboten, Aushilfskellner, Gebäudereiniger. Überall Zettel und Anzeigen: „Wir stellen ein“, „Wir suchen dich!“, „Komm in unser Team!“. Die Firmen flehen fast schon um Personal.

Trotzdem gibt es in Deutschland rund 900 000 Menschen, die seit mindestens einem Jahr keinen Job haben. Sie gelten als „langzeitarbeitslos“ – und ihre Zahl nimmt seit Jahren kaum ab, Boom hin oder her. Auch in Kassel ist das so. 3917 Dauerarbeitslose sind immer noch in dem Haus mit der braunen Natursteinfassade registriert. Sie beziehen Leistungen nach dem „Sozialgesetzbuch II“, früher „Hartz IV“ genannt, neuerdings „Bürgergeld“.

Wie kann das sein? Warum arbeiten sie nicht? Können sie nicht – oder wollen sie nicht? Wer sind die Männer und Frauen, die früh am Morgen, wenn halb Deutschland seinen Kaffee runterstürzt und zur Arbeit hetzt, zu Hause bleiben? Sie leben mitten unter uns. Aber: Leben sie auch mit uns?

Im zweiten Stock des Jobcenters sitzt in einem lichtdurchfluteten Büro Cornelia Hellmer, Teamleiterin, auf Langzeitarbeitslose spezialisiert. Fast jeder Mensch wolle arbeiten, sagt sie, das habe etwas mit Würde und Selbstachtung zu tun. „Aber wenn jemand partout nicht will, sind uns natürlich Grenzen gesetzt.“

Arbeitslosigkeit hat nach ihren Erfahrungen die „Tendenz zur Selbstverhärtung“. Je länger man ohne Job sei, desto schwerer falle der Weg zurück, mit allem, was dazugehört: pünktlich sein, den Alltag organisieren, Stress und Frust aushalten, ohne



gleich hinzuschmeißen. Markt und Mensch entfernen sich voneinander, immer mehr – und irgendwann passen sie nicht mehr zusammen.

Das Jobcenter in Kassel ist gut erreichbar, direkt davor halten die Buslinien 37 und 38. Trotzdem gibt es immer mehr Dauerarbeitslose, die nicht kommen, erzählt Hellmer. Menschen, die auf nichts mehr reagieren – nicht auf Anrufe, nicht auf Briefe mit „Einladungen“ zu Terminen, auch nicht auf die Androhung von Sanktionen. Oft haben sie Schulden, Drogen spielen eine Rolle, auch psychische Probleme. Manche schämen sich: Haben sie einen Termin beim Jobcenter verschwitzt, trauen sie sich beim nächsten gar nicht mehr hin.

Irgendwann kam der Teamleiterin der Gedanke: Wenn die Menschen nicht mehr zu uns kommen – warum gehen wir nicht einfach zu ihnen? Die Idee zur „Kontaktoffensive“ war geboren. Jede Woche schwärmt jetzt ein dreiköpfiges Team in Kassel aus, zu den Vergessenen und Verlorenen des Arbeitsmarktes: Deutschlands Sozialstaat auf Hausbesuch. „Wir wollen diese Menschen überhaupt erst mal wieder ins Leben zurückholen“, sagt Hellmer. „Das ist oft nicht einfach.“

Aber irgendetwas muss man ja tun.

Sabine Ley ist heute mit Robert Scheiter unterwegs, der sich vor allem um junge Langzeitarbeitslose unter 25 kümmert, und mit Fatma Edeer-Cetin, die türkische Wurzeln hat. Edeer-Cetin hat eine schöne, weiche Stimme, mit der sie früher aufbrachte Kunden im Callcenter eines Homeshopping-Kanals besänftigte. Und sie spricht fließend Türkisch. Beides kann sehr nützlich sein.

Das Jobcenter schickt immer gemischte Teams los, Frau und Mann, schon aus Sicherheitsgründen. Man weiß ja nie, was einen hinter der Tür erwartet. Angst? Frust? Vielleicht auch: Wut?

Zusammen mit Robert Scheiter klingelt Edeer-Cetin im Kasseler Norden bei der aus der Türkei stammenden Familie Dündal\*. Der 27 Jahre alte Sohn Erhan\* wohnt noch zu Hause, vier Jahre war er ohne Job. Zuletzt angeblich, weil er sich nicht mehr auf die Straße traute, aus Angst vor mehr oder weniger dubiosen Geldgebern, denen er 9000 Euro schuldete.



Barfuß in Boxershorts und Nike-Shirt steht Erhan Dündal in der Tür. Offenbar hat er sich gerade aus dem Bett gequält. Er hat sich gewaltig darüber geärgert, dass das Jobcenter nicht bereit war, seine Schulden zu übernehmen. Aber immerhin: Jetzt hat er über eine Zeitarbeitsfirma eine Stelle als Hilfsarbeiter in einem Lager gefunden. Edeer-Cetin braucht noch seinen Arbeitsvertrag, damit sie ihn aus ihrer Datei streichen kann. Sonst bekäme er weiter Bürgergeld, müsste es aber irgendwann zurückzahlen – sein Schuldenberg würde weiterwachsen.

„Guten Tag, Herr Dündal, hier ist das Jobcenter.“

„Was soll das? Könnt ihr nicht vorher Bescheid sagen, oder was? Mensch, verpisst euch!“

„Wir haben unseren Besuch angekündigt, Herr Dündal. Wir haben Ihnen einen Brief geschrieben.“

„Einen Scheiß habt ihr. Ich habe keinen Brief bekommen. Fickt euch!“

„Beruhigen Sie sich, Herr Dündal. Ganz ruhig, alles gut. Ich komme nur, weil ich Ihren Arbeitsvertrag brauche.“

Dündal knallt die Tür zu. Man hört, wie er drinnen auf und ab geht, lautstark auf Türkisch fluchend.

„Ich übersetze das jetzt mal lieber nicht“, sagt Edeer-Cetin.

Die Tür geht wieder auf: seine Mutter, mit dem Arbeitsvertrag in der Hand. Sie bittet um Entschuldigung für ihren Sohn, er sei doch eigentlich ein guter Junge, aber die Schichtarbeit, der fehlende Schlaf, die Müdigkeit, man müsse das verstehen. Es fehlt aber noch seine Unterschrift unter dem Vertrag. Erhan Dündal holt einen Stift, unterschreibt im Stehen, seine Mutter reicht den Vertrag ins Treppenhaus. Dündal verschwindet in der Wohnung, ohne ein Wort, ohne die Frau vom Jobcenter auch nur noch eines Blickes zu würdigen.

Wie hält man so etwas aus?

„Ich bin ihm nicht böse“, sagt Fatma Edeer-Cetin, als sie wieder unten auf der Straße steht. „Er meint ja nicht mich, er meint die Institution.“ Dann hält sie Dündals Arbeitsvertrag in die Luft wie eine Siegerurkunde: „Also haben wir ne Integration!“



Edeer-Cetin findet, dass Erdal Dündal eine Würde hat, die es zu achten gilt, egal, ob er einen Job hat oder nicht – und auch, wenn er sich ihr gegenüber wie ein Arschloch benimmt. „Im Grundgesetz steht: ‚Die Würde des Menschen ist unantastbar‘, Artikel 1. Das ist ein Satz, der mir unheimlich viel bedeutet.“ Aber hat nicht auch der Sozialstaat, für den sie eben im Treppenhaus gestanden hat, so etwas wie eine Würde? Die Millionen Menschen, die morgens früh aufstehen, um das Geld zu erwirtschaften, von dem auch Erhan Dündal jahrelang gelebt hat?

Edeer-Cetin kennt das Argument. Sie kennt auch die Leute, die keinen Brief beantworten, jeden Termin im Jobcenter schwänzen, nie ein Arbeitsangebot annehmen – aber dann, wenn der „Weiterbewilligungsantrag“ fürs Bürgergeld abgegeben werden soll, auf die Sekunde pünktlich im Jobcenter erscheinen. Von ungefähr 500 Leuten, die mit der „Kontaktoffensive“ betreut werden, seien das aber nur wenige, vielleicht vier oder fünf. „Ich konzentriere mich lieber auf die anderen.“

Als Hartz IV 2005 eingeführt wurde, gab es über fünf Millionen Arbeitslose, es ging vor allem um Härte und Druck: Jede zumutbare Arbeit sei künftig anzunehmen, die Unterstützung andernfalls rigoros zu kürzen. „Es gibt kein Recht auf Faulheit!“ , hatte Gerhard Schröder zuvor erklärt, ein sozialdemokratischer Kanzler. Die SPD ging fast kaputt daran.

Jetzt gibt es das neue „Bürgergeld“ , die Leistungen wurden erhöht, von Zwang ist kaum noch die Rede, dafür viel von „Vertrauen“ und einem „neuen Miteinander“ . Aber das Wort „Faulheit“ ist im Land unterwegs, immer noch, sogar drängender, ungeduldiger als früher, das spüren die Mitarbeiter des Jobcenters in Kassel. Sie erzählen von Nachbarn und Freunden, die fragen: Was sind das eigentlich für Leute, mit denen ihr zu tun habt? Überall wird doch Personal gesucht, warum arbeiten die nicht?

Unverdrossen geht es weiter mit der „aufsuchenden Beratung“, kreuz und quer durch Kassel mit dem weißen Dienst-Škoda des Jobcenters. Aber an sieben Adressen: Klingeln, klopfen, wummern – und kein „Kunde“ macht auf.

Die „Integrationsfachkräfte“ haben für solche Fälle Flyer dabei, die sie in die Briefkästen werfen:



Leider konnten wir Sie heute nicht persönlich antreffen. Das ist schade, denn Ihre Situation ist uns sehr wichtig. Deshalb wollen wir wiederkommen.

Über dem Text ist eine von Hand gezeichnete Brücke zu erkennen, die sich über einen Fluss spannt. Sabine Ley hat das Bild selbst entworfen, es soll sagen: Hab keine Angst, wir wollen dir nichts Böses. Wir wollen dir nur eine Brücke bauen, von einer Welt in die andere.

Aber beide Welten haben sehr wenig miteinander zu tun. Die Turbowelt von Wirtschaft und Wohlstand dreht sich immer schneller – hochgezüchtet, hochproduktiv: „Komm in unser Team!“ Die Welt der Menschen, die lange ohne Arbeit sind, dreht sich sehr langsam. Es ist eine Welt, in der die Tage keinen Anfang und kein Ende haben. Oft auch eine der abgedunkelten Wohnzimmer, der verschämten Blicke im Treppenhaus.

Edeer-Cetin und Ley können viele Geschichten aus dieser Welt erzählen. Wenn sich eine Tür öffnet, sagen sie manchmal nur: „Wir machen uns Sorgen um Sie.“

Ein aus Mittelamerika zugewanderter Grafiker mit Studienabschluss, ein sehr eleganter Herr, machte Schulden, konnte seine Miete nicht mehr bezahlen und lebt seit zwei Jahren in einer Notunterkunft für Obdachlose, was ihm jetzt unfassbar peinlich ist. Ein Alkoholiker kann nur Termine zwischen 9.00 und 9.30 Uhr machen, weil er nur dann exakt den richtigen Pegel hat, nicht zu hoch und nicht zu niedrig.

Es gibt den jungen Arbeitslosen, Mitte 20, der keinen Job findet, weil er bei der Anfahrt in Bus oder Bahn zwischen den vielen fremden Menschen regelmäßig Panik kriegt, dazu kommen Depressionen. Zum Life-Coaching im gemeinnützigen Café „Kuba“ muss ihn eine Sozialarbeiterin mit dem Auto von zu Hause abholen, später bringt sie ihn wieder zurück, weil er, von seinen Ängsten wie gelähmt, den Weg nicht schafft. Seine Wohnung ist nur 300 Meter weit weg.

Und dann ist da noch die junge, alleinerziehende Frau mit drei kleinen Kindern, die keine Arbeit annehmen will, weil ihr gewalttätiger Ex-Mann aus der Haft entlassen wurde. Jetzt traut sie sich nicht mehr aus der Wohnung. In der Sprache der Bundesagentur für Arbeit sind das alles „multiple Vermittlungshemmnisse“.

Andere Geschichten wirken wie Frontberichte aus den Souterrains der Leistungsgesellschaft. Ein wütender Nachbar schleuderte Sabine Ley seine Fußmatte



entgegen. Vor den Augen von Fatma Edeer-Cetin wurde ein „Kunde“ bei einem Termin in der Drogenberatung von einem schwer bewaffneten Polizeikommando festgenommen. Er hatte tags zuvor in der Kasseler Innenstadt Passanten mit einer Machete bedroht.

Haben sie keine Arbeit, weil es ihnen so schlecht geht? Oder geht es ihnen so schlecht, weil sie keine Arbeit haben? Ursache und Wirkung sind schwer auseinanderzuhalten. Eine Krankheit, der Tod eines Angehörigen: Von der einen Welt, der Hochleistungswelt, in die andere, die der lähmenden Untätigkeit und Einsamkeit, kann es sehr schnell gehen, das hat Sabine Ley gelernt. Und jeden kann es treffen.

Sie hat Menschen erlebt, die ihr im Wohnzimmer ihr ganzes Leben vor die Füße kippten, und dann fingen sie an zu weinen. Die Frau vom Jobcenter musste nur zuhören und Tempo-Taschentücher reichen, eins nach dem anderen.

Ist schon Wahnsinn, denkt sie manchmal: wie schnell ein Mensch zerbricht. Am Nachmittag öffnet sich wieder eine Tür, endlich. Manuel Fiedler, 33, empfängt das Jobcenter-Team: klein, drahtig, mit einem gezwirbelten Kinnbart und einem großen Tattoo auf dem rechten Unterarm. Er ist sehr blass, wie jemand, der lange nicht draußen war. Auf dem Couchtisch stehen Gläser und eine Flasche Wasser bereit, dazu frische weiße Tulpen. Fiedler will ein guter Gastgeber sein.

„Wie geht es Ihnen denn jetzt?“ , fragt Sabine Ley.

„Na ja, nicht so gut. Die Eon-Geschichte ist immer noch ein Problem.“

Fiedler hat Schulden, nicht nur beim Stromversorger, auch beim Mobilfunkanbieter und beim Vermieter – um ein Haar wäre er aus seiner Wohnung geflogen.

Und dann ist da noch „das kleine Monster“ in seinem Kopf, wie er es nennt: Depressionen und Angstzustände. Große Menschenmengen können bei ihm Panikattacken auslösen, manchmal reichen auch schon bestimmte Gerüche.

Heute sei ein guter Tag, sagt er. Aber es gebe auch die anderen, an denen „das Monster aus dem Käfig raus ist“ und er sich in seiner Wohnung verkriecht wie in einer Höhle: „Nicht aufstehen, nicht duschen, nicht rangehen, sogar, wenn der Paketbote

klingselt.“ Einmal hat er versucht, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Seine Schwester fand ihn, gerade noch rechtzeitig.

Beim Gespräch trägt er ein schwarzes T-Shirt mit dem Logo der US-amerikanischen Metal-Band Pantera, es wirkt wie ein sentimentales Zitat aus seinem früheren Leben, in das kein Weg mehr zurückführt. Bis 2019 hat er bei einer Firma für Veranstaltungstechnik gearbeitet. Es gab Events mit Tausenden von Zuschauern, bei Konzerten von Nena oder Boss Hoss war er für Licht und Ton zuständig.

Aber Ängste und Depressionen wurden immer schlimmer, ein letzter Job beim Hessentag in Rüsselsheim, „ich habe keuchend am Mischpult gegessen“, dann war Schluss. Rechnungen kamen, Mahnungen, das Jobcenter schickte Termineinladungen, Fiedler machte die Post nicht mehr auf: „Der Briefkasten war mein Feind.“ Er hält seine Hände flach übereinander, im Abstand von etwa 50 Zentimetern: „Das Ding war so hoch.“ „Das Ding“ war der Stapel der ungeöffneten Post, der bei ihm in der Wohnung herumlag.

Sabine Ley ist froh, dass sie wieder Kontakt hat, dass er nicht „verloren gegangen ist“. Die Betreuer vom Jobcenter haben mit der „Zentralen Fachstelle Wohnen“ gesprochen, die jetzt Fiedlers Mietschulden übernimmt, bis er sie wieder abtrottern kann, sie haben mit der Leistungsabteilung ausgehandelt, dass er in seiner Wohnung bleiben kann, obwohl die nach den Vorgaben für einen alleinstehenden Bürgergeld-Empfänger eigentlich zu groß ist.

„Wenn irgendwann mal was wäre, wenn es irgendeinen Kontakt zu einer Institution gibt, wo Unklarheiten bestehen, können Sie jederzeit auf uns zukommen“, sagt Sabine Ley zum Abschied. „Und noch mal zum Coaching: Vielleicht ist es eine Option für Sie, auf dem Weg wo auch immer hin. Nur mal so für die Zukunft, dass man das einmal gehört hat.“

Die Worte „Arbeit“ oder „Arbeitsmarkt“ sind in dem Gespräch nicht einmal gefallen. Nach anderthalb Stunden im Wohnzimmer von Manuel Fiedler wirkt der „Arbeitsmarkt“ wie eine Fata Morgana – unvorstellbar weit weg und unerreichbar.

Eigentlich müsste man das Schild „Jobcenter“ in Kassel abhängen und ersetzen oder zumindest ergänzen: durch eines mit der Aufschrift „Sozialdienst“.



Die Frage ist, ab wann aus Betreuung Betüdelei wird, aus wohlgemeinter Fürsorge Erziehung zur Unselbstständigkeit. Ab wann der Sozialstaat also nicht mehr nur Teil der Lösung ist, sondern auch Teil des Problems, weil er seinerseits zur „Selbstverhärtung“ von Arbeitslosigkeit beiträgt.

Als Hartz IV eingeführt wurde, lautete das Ziel: Menschen, die ihren Job verlieren, so schnell wie möglich in den Arbeitsmarkt zurückdrücken wie in eine überfüllte U-Bahn. Jede Woche zählt, das war die Idee, denn mit jeder Woche verfestigt sich die sozial alimentierte Existenz. Das funktionierte ganz gut. Die neuen Jobs waren nicht immer die besten, viele in Leiharbeit, viele im Niedriglohnssektor, aber die Arbeitslosenquote sank stetig: von damals 12,1 auf heute 5,7 Prozent.

Das Problem waren diejenigen, die sich auch mit harter Hand nicht so einfach zurückdrücken ließen: die Langzeitarbeitslosen. Ihre Zahl blieb auch nach der Einführung von Hartz IV auf hohem Niveau. Für sie waren jetzt „Jobcenter“ zuständig und nicht mehr Arbeits- oder Sozialämter. „Jobcenter“ klang viel besser: so flexibel, so modern, so nah am Markt.

Aber die Menschen waren ja noch immer dieselben.

Jetzt ist genug Platz in der U-Bahn, aber manche steigen trotzdem nicht ein. Vielleicht wollen sie nicht, vielleicht können sie auch einfach nicht. Wahrscheinlich ist es oft eine Mischung aus beidem.

Doch ist es zu viel verlangt, sich ab und zu beim Jobcenter zu melden und ein paar Termine einzuhalten, wenn man Hilfe von der Solidargemeinschaft erwartet? Muss der Sozialstaat den Menschen seine Hilfsangebote wirklich qua „aufsuchender Beratung“ bis nach Hause hinterhertragen?

Die Betreuer in Kassel stellen die Gegenfrage: Was ist die Alternative? Wir können ihnen Sanktionen androhen, sie in neue Jobs zwingen, aber was bringt das? Nach ein, zwei Wochen schmeißen sie hin, und dann landen sie wieder bei uns in der Datei. Arbeitsmarktforscher nennen das den „Drehtüreffekt“.

Fatma Edeer-Cetin macht sich keine Illusionen: „Klar, die Öffentlichkeit sagt: ‚Alles faule Schweine, die keinen Bock haben. Und ich zahle dafür.‘“ Aber sie findet: "Diese Menschen haben es verdient, dass man nach ihnen guckt.“ Die Menschlichkeit



einer Gesellschaft entscheidet sich für sie auch an der Frage, wie sie mit denen umgeht, die nicht mehr mithalten können, aus welchen Gründen auch immer.

Lukas Beutler\*, 25, hat es geschafft, zuletzt ganz ohne „Betüdelei“. Mehrere Bewerbungen, zwei Angebote, eines hat er angenommen: als Lagerist bei einem Zulieferer für Baustoffe. Ausbildungen als Schornsteinfeger und Lackierer hatte er abgebrochen, danach war er vier Jahre ohne Job. Tablettenabhängigkeit, Depressionen, dann zwei Entzüge und Psychotherapie: „Es hat lange gedauert, um aus dem Loch rauszukommen, aus dem ich rauswollte.“ Aufrecht sitzt er am Esstisch in seinem Wohnzimmer, die Hände vor sich gefaltet, als wolle er sagen: Meine Verhältnisse sind geordnet.

„In welchem Umfang bewegt sich das? Ist das eine Teilzeitstelle?“, fragt Sabine Ley.

„Ich bin tatsächlich direkt wieder auf Vollzeit.“

„Das ist aber sehr mutig.“

„Ich sag mal, finanziell hat es mich dann doch mit der Zeit immer mehr belastet, auf Sozialgelder angewiesen zu sein. Ich bin jetzt viel freier im Kopf.“

„Klingt alles fantastisch. Sie sehen auch sehr gut aus.“

Beutler will jetzt den Staplerschein machen, wegen der Arbeit im Lager, später den Führerschein. Und dann vielleicht eine neue Ausbildung? Sport- und Fitnesskaufmann würde ihn interessieren, er spielt Fußball und Badminton, am Wochenende ist er oft mit dem Mountainbike in den Kasseler Bergen unterwegs.

Sabine Ley war oft bei ihm, manchmal zweieinhalb Stunden lang. Sie hielt Kontakt zu seiner Suchtberaterin, und als im Jobcenter die Leistungsabteilung seine Hilfe kürzen wollte, weil er sich nicht mehr meldete, legte sie ihr Veto ein: Das könnt ihr nicht machen, dann geht er kaputt.

Jetzt hofft sie, dass er in seinem neuen Job durchhält. „Sie fallen ja jetzt, weil Sie eine Vollzeitstelle haben, als Kunde beim Jobcenter raus. Wenn irgendetwas ist, melden Sie sich, wenn Sie eine Frage haben oder so, Unterstützung brauchen, kommen Sie auf mich zu.“ Die Frau vom Jobcenter ist froh, dass Lukas Beutler sich freigekämpft hat.



Aber nach so langer Zeit ist es für sie vielleicht auch nicht so ganz einfach, ihn loszulassen.

Rund 500 Langzeitarbeitslose waren in Kassel „verloren gegangen“. Etwa die Hälfte konnte seit dem Start der „Kontaktoffensive“ im April 2022 wieder erreicht werden. Von ihnen sind aber die meisten immer noch in der „Nebenbetreuung“, wo es vor allem um Lebenshilfe geht, nicht in der „Hauptbetreuung“, wo über Arbeit gesprochen wird. In einem festen Arbeitsverhältnis sind laut Auskunft von Projektleiterin Hellmer „ungefähr eine Handvoll“. Die genaue Zahl werde nicht systematisch erfasst.

„Eine Handvoll“ – von 500. Es kann sehr lange dauern, bis Mensch und Markt wieder zusammenpassen. Man braucht viel Geduld. Auch ein warmes Herz.

Lohnt sich das alles? Sind 50 Prozent, die nur „nicht verloren gehen“, schon ein Erfolg? Was ist in diesem Zusammenhang überhaupt „Erfolg“? Darüber müsste man noch mal extra sprechen, sagt Sabine Ley. Aber jetzt kann sie nicht mehr.

Jetzt ist sie vor allem: sehr müde.